

Die Grenze.

Von Adolf Radtke.

Der Zug hat kurze Zeit gehalten und fährt nun langsam rückwärts. Draußen ist dunkel, ein dickerer Wind bläst von der See herüber. Dann gibt's einen Aufschrei und Stöhnen und Rufen. Die Fensterscheiben der Türen: wir sind auf der Fähr- und im Bus auf dem See.

Da liegt dunkel und still Sögnäs mit seinen weißen Säulen hügelan. Wald, Häuser und Leuchtturm gleichen vorbei, wir sind in Bewegung.

Sommernacht.
Es ist nicht ganz dunkel. Die Wellenfämme glänzen silber, das Meer hat einen saftigen Schein. An das gleichmäßige Rauschen der See mischt sich der Ton des Windes, der um die Kamme und Deckaufbauten saust.

Der Hafen ist hinter uns verfunken, zur Linken leuchten noch die weißen Krefelbeisen Rängen herüber, zur Rechten ist die ferne, fremde Welt — bald breitet sie sich rings um das Schiff. Aber das Rotlichter leuchtet noch lange von Deutschland her.

Und dann geht die Sonne auf über dem Meere. Ein klarer, weißer Streifen taucht auf.
Das ist Schweden.

2.

„Herbstal — Joll!“

Ein Mann geht durch die Weite und steht Zettel auf die Koffer. Der Mann spricht deutsch! Der Kulturmenschen ist leider zu stark in mir, ich bekenne mich noch im letzten Augenblick und schüttele ihm nicht die Hand, weil er das tut. Es ist wieder Nacht, und man sieht nichts als die Wände der Bogenlampen oben im blauschwärzen Dunkel schweben, man hört nichts als das Raseln von Sägen, Zusammenstoßen von Güterwagen, langgezogenes Pfeifen und das Zischen und stoffweisse Dampfblasen von Lokomotiven. Ein leiser, feiner Nebelregen fällt und macht die Bahnhofsfläche glänzend. Nichts weiter.

Man hat's tausendmal gehört und gesehen.
Aber ich weiß und ich fühle: Das ist Deutschland.
Und als es weiter geht ins Dunkel hinein, mischt sich mannschwärz in des Brauns und Rottens des Tages der Gedanke: Du bist wieder in Deutschland!

Deutsches Land liegt da in der Nacht vorüber und die Lichte dort in der Tiefe und die, die da den Zug hinaufleiten, die Häuser, Bogenlampen, die hohe, glänzende, jenseitige Bahnhofsfläche: eine deutsche Stadt.
Das ist Nachen.

3.

Es ist Herbst.

Der Wind rauscht durch die Kronen der Bäume. Unten im Walde ist's still und warm. Rostbraun, gelb und grün in ungläubigen Schattierungen fallen die Blätter und decken den Weg. Rechts steht junger Nadelwald, seine Schneeflecken dehnen sich eulidlos.

Und dann in dieser Einsamkeit eine Mauer, eine Hecke, Gräber, fremdliche Steine, der Judentempel.
Nach ein Stück Wege, der Wald wird lichter. Ein schmaler Streifen Brachland, ein Graben, und drüber — die Ebene — das fremde Land.

Ich weiß wohl, viele, viele Kilometer noch in unserem Besitz. Doch ich kann das nicht fühlen — es ist mir die Fremde, das weite Land da. Ich wage es nicht, hinüberzugehen.

Aber in dieser für mein Auge begrenzten Ebene verförpelt sich mir keine Seite. Ich glaube leben zu können über Wälder, Ebenen, Seen, Gebirge und Meer bis an seine entferntesten Grenzen, bis hinüber in den nächsten Erdteil, bis hinüber zum Großen Ozean. Ich fühle wohl, wie groß, wie gewaltig das ist.
Aber es ist mir die Fremde...

4.

Geschwächte auf dem Transportzug.

Der richtige Wechselbahnhof krampt auf ein oder zwei Meile zusammen. Langsam rollt der Zug über eine Brücke, die ein kleines Wäldchen überquert, wir sind im Ausland.
Fremd ist die Architektur des großen Bahnhofsgebäudes, fremd mit einem Gefühl alles, was uns umgibt, trotz den deutschen Beamten, die da zwischen den Schienen herumlaufen.

Wir sind eine Nacht gefahren und einen Tag, durch Schnee-Gebirgen, vermischte Wälder, an Dörfern und Städten vorbei. Wir sind dann anderthalb Tage marschiert und haben ein Jahr gelebt in diesem Lande: Was uns im ersten Augenblick fremd gewesen ist, das ist uns fremd geblieben bis zum heutigen Tag...

5.

Ich weiß wohl, daß dieses Land schön ist, vielleicht auch fruchtbar. Aber wenn es mir auch fremd geblieben ist, so wird doch deutsche Arbeit dem Lande verbunden bleiben bis in späte Jahre.

Wenn heute der Erlauber in Wilna den D-Zug betritt und der Zug ihn in langem, ruhigen Wägen an Wäldern, Strömen und Feldern vorbei heimwärts trägt, dann spürt er wohl einen Hauch Deutschlands.

Der Acker da draußen ist unter deutscher Leitung bestellt, der Wald steht unter deutscher Verwaltung, in den Städten sind deutsche Hände an der Arbeit und ist doch die Fremde. Aber der Wagen ist ihm ein Stück Heimatboden, ist wie ein lebendes Wesen, das die Heimat ihm entgegengeleitet hat. Er ist vor wenigen Tagen, wenigen Stunden aus den deutschen Städten gekommen, ein etwas von ihnen hafter ihm noch an.
Wanderer wird sagen, dies alles sei falsch, sei nur Einbildung.
Aber wir fahren wieder über das Wäldchen, und wir wissen und fühlen: Hier ist die Grenze.
Hier ist Deutschland!

(Aus der Zeitung der 10. Armee.)

El-Arisch.

Bilder von einem deutsch-türkischen Proviantslager in der Wüste Sinai.

ml. Wenn man der alten Karawanenstraße folgt, die nicht weit von der Küste von Jassa über Gaze führt und Palästina mit Ägypten verbindet, so kommt man 45 Kilometer westlich der türkisch-ägyptischen Grenze nach der alten Wüstenstadt El-Arisch. An dem im Sommer ausgetrockneten Wadi El-Arisch, nicht weit von den blauen Fluten des Mittelmeeres gelegen, und vor seinen Gärten, Feigen- und Palmenhainen angeben, war El-Arisch bereits in Friedenszeiten mit seinen 3000 Einwohnern die bedeutendste Ansiedlung der Wüste

Sinai, der es sonst fast ganz an felsigen Bewohnern fehlt. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus nomadischen Beduinen, die ihren Aufenthalt hauptsächlich mit der Jagd wechsell. Mit den primitivsten Ackergerätschaften, die sie mit Hilfe ihrer Frauen und Mägdeleuten, pflügen unter auch Karren. In unmittelbarer Nähe dieser Anlagen, unter dem Schutten von Feigenbäumen, schlagen sie dann ihre Zeltlager auf; es werden Brunnen gegraben, und hier bleiben sie, bis es sie nach einigen Monaten weiterzieht.

Mit diesen Ansiedlungen verglichen, gleicht El-Arisch mit seinem weitgedehnten Wäldchen von Lehmhäusern und Höfen mit seinen mit schlanken weißen Minarets gezierten Moscheen fast einer Großstadt. Durch tiefen gelben Sand, den eine trübselige Meerbrise oft so hoch emporwirbelt, daß er die Sonne verdeckt, erreicht man die nach allen Seiten hin offene Stadt. Eng, schmale Gassen, die von den hohen Lehmwänden in erstarrtem Still aufgefrierter Häuser gebildet werden, durchkreuzen die Stadt von allen Richtungen. Kein anderer Ton schlägt an das Ohr des Wanderers, als der gurgelnde Laut der Kamel- und die Rufe der Kamelreiter. Dieser, loderer Sand dampft seinen Schritt. Rasch und lautlos gleiten dann und wann schlafte, tiefergeschleierte Frauen, einen Krug auf dem Haupte, vorbei. In einem schattigen Winkel hocken ein paar Kinder auf dem Boden. Nur ein paar Feigen- und Kastanienbäume zeichnen sich mit ihrem laßigen Grün von dem einseitigen Sonnenstrahlen hernieber und brennen die unbarmherzigen Sonnenstrahlen hernieber und wunden Wind und Licht ihre Zukunft in den Höfen und dem Innern der Hütten zu suchen. Nur bei den außerhalb der Stadt gelegenen Brunnen herrscht während der Tagesstunden einige Bewegung. Antommene Karawanen tranken dort ihre Leutiere, abtreibende füllten Krüge und Lederfäße mit Wasser und beladen dann die Kamel- und die Wasser in El-Arisch ist sehr wohlhabend; nur in wenigen Brunnen hat es einen bitteren, salzigen Geschmack.

Es ist nicht das erstemal, daß El-Arisch europäische Krieger beherbergt. Schon in den Kreuzzügen des 12. Jahrhunderts genannt, die damals den Namen Karav- trug. Im Jahre 1769 eroberte Kheib die Stadt; doch bald wurde sie von den vereinigten Engländern und Türken zurückgenommen. Die letzten deutsch-türkischen Unternehmungen gegen den Suez-Kanal haben El-Arisch zu einem wichtigen Stützpunkt gemacht. Denn hier stehen ständig reichliche Wassermengen für Tausende von Menschen und Tieren zur Verfügung. Deutsche Ingenieure haben die armenigen Beduinenbrunnen verbessert und eine Reihe neuer angelegt. Jeder Truppenabteilung werden ihre bestimmten Brunnen zugewiesen, und es sind genaue Maßregeln getroffen worden, damit keiner davon verunreinigt wird, und damit kein Wasser verschwendet wird, das in des letzten Augenblicks die Wüste für den hier übrigen ernährt zu werden, das es eine nur allfahrgedachte, aber sehr irrtümliche Anschauung ist, zu glauben, daß ein Kamel mehrere Tage ohne Wasser bestehen könne, ohne erheblich an Kräften einzubüßen. Bekannt ein Lastkamel nur einen einzigen Tag nichts zu trinken, so nimmt sein Kraftvermögen ganz bedeutend ab, und es braucht in der Regel dann doppelte Mengen, um seine verlorenen Kräfte wiederzugewinnen. Länger als zwei bis drei Tage kann selbst das stärkste Kamel das Wasser nicht erdrehen.

Erst wenn die Sonne zu sinken beginnt und die Sandberge ihrer Schattungen weichen, fängt es in El-Arisch und seiner Umgebung an, lebendig zu werden. In Gruppen kommen mal Araber und Beduinen besammelnchen oder auf orientalische Art an Boden sitzen und die Ereignisse des Tages besprechen. In den Brunnen drängen sich Scharen der abgehenden Kamel-, alles ist Leben und Bewegung. Deutsche und türkische Offiziere und Soldaten bewegen die Stunde gern zu einem Weerob, wenn dieses auch infolge der hohen Temperatur und des starken Salzgehaltes des Wassers mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit ersichtlich ist. Deshalb von El-Arisch läuft ein großer zusammenhängender Palmennain bis zum Strande hernieber. Dort pflegen mitunter fremde Beduinen ihre mitgenommenen Mägde zu verzeihen, bevor sie ihr Pferd wieder besteigen, um noch vor Einbruch der Nacht die heimatische Hütte zu erreichen.

Die Japaner in Singtau.

Dem „Nieuwe Rotterdamse Courant“ vom 15. Februar wird von Bord des japanischen Dampfers „Taka Maru“ im Januar 1917 folgendes geschrieben:

Seit der Besetzung von Kiautschou durch die Japaner hat sich äußerlich nicht viel geändert, allerdings hat es einen mehr orientalischen Charakter erhalten. Wege, Straßen und Parks werden durch die Japaner ausgeglichen erhalten, und man fragt sich, ob Kiautschou bei Japan bleiben oder einer anderen Bestimmung zugeführt werden soll. Alles weist darauf hin, daß Singtau international werden soll, und da hat es eine praktische Zukunft. Da die Japaner wissen, daß nicht alles durch Zwang zu erreichen ist, so erlauben sie bereits jetzt ein eigenes Stadtiertel neben dem europäischen. Architektonisch sind ihre Gebäude nicht über, aber höchst eigenartig, nämlich eine Kombination des letzten japanischen Stiles mit dem prägnantesten deutschen, in dem alle anderen Häuser von Singtau erstickt sind. Die Straßen werden natürlich in ganz europäischer Art angelegt und sofort mit Wasserleitung und elektrischem Licht ausgestattet. Der Handel ist wieder etwas aufgelebt, obgleich es an direkten Verbindungen mit Europa und Amerika ganz fehlt. Es ist ferner eine Küstenhandlung mit chinesischen und japanischen Säfen.

Der Soldatentum kam wieder an China zurück, nur sind die Beamten Japaner. Das System ist ziemlich das gleiche geblieben wie in deutscher Zeit. In der ersten Zeit nach der Besetzung war die Zahl der japanischen Firmen, die in Singtau errichtet wurden, gering. Viele glaubten hier ein Dorado zu finden, aber es wurden in ihren Erwartungen bitter enttäuscht und verhanden wieder. Die deutschen Firmen hatten natürlich eine schwere Zeit. Dazu kam, daß fast ihr ganzes Personal in Kriegsgefangenschaft geriet. Aber es besteht doch ein großer Unterschied zwischen dem japanischen und dem englischen System bezüglich feindlicher Geschäfte. Die Engländer liquidieren ohne weiteres, und jetzt wird man wohl im britischen Reich keine einzige feindliche Firma mehr finden. In Japan dagegen werden feindliche Firmen, abgesehen von einigen Ausnahmen, in der Abwicklung ihrer Geschäfte unbeschränkt gelassen. Neue Geschäfte konnten sie natürlich nicht abschließen, da sie ihre Stoffe zu ihrer Verfügung haben. Im letzten Jahr lief man manchen in der japanischen Presse über die Einführung eines Handelsvertrages mit dem Feinde, und es ist nicht unmöglich, daß die Japaner schließlich doch dazu übergehen. Die Japaner setzen sich auch in den Besitz der deutschen Eisenbahnen von Singtau nach Tientsin und stellten sie bald wieder her. Die Wagen wurden von ihnen übermalt und die deutschen Aufschriften durch

japanische ersetzt. Europäische Festungen werden, nachdem die „Tingtau Revue“ Nachrichten“ eingegangen sind, nicht mehr gebaut. Die Japaner haben den „Saito Schinpo“ oder „Tingtauer Zeitung“ gegründet, aber für Europa ist dieses Blatt ohne Interesse. Die meisten in Europa lassen ihre Zeitungen aus Shanghai oder Tientsin kommen. Die Passagierdampfer der „Saito Manjuria Reilway“, die zwischen Tokio und Shanghai fahren, laufen bei der Mehrzahl ihrer Fahrten Singtau an. Wegen der langen Reise von Holland über Meer nach Niederländisch-Indien wird die sibirische Route vielfach bevorzugt. Als Kurs- und Bedoert ist Singtau bedeutend und das schöne Kurortgebiet steht jetzt unter japanischer Leitung. Ohne Zweifel ist Singtau der schönste Badeort Chinas und hat sich als solcher wieder sehr gehoben. Die Hotels hatten nicht zu fagen.

Die deutsche Bevölkerung besteht größtenteils aus Frauen und Kindern, welche vielfach durch das deutsche Konsulat in Shanghai unterlegt werden. Die Mehrzahl der Männer befindet sich in Kriegsgefangenschaft in Japan. Sie dürfen mit ihren Familien regelmäßig korrespondieren und haben kaum Grund zur Klage. Japan sorgt ausgezeichnet für seine Kriegsgefangenen und fomme mander europäischen Nation ein Vorbild darin sein. Eine interessante Beobachtung kann man in Singtau machen. Man kommt nämlich im Verkehr mit japanischen Offizieren und Beamten mit der deutschen Sprache in Berührung, aber nicht in nicht geringem Maßstabe bei den Deutschen in die Lehre gegangen sind.

Kriegs-Merlei.

Das Brot der Toten.

Ein deutscher Soldat schreibt der „Neuen Freien Presse“ aus den Tranchen: „Mies blieb kumm. Auch nicht der vereinsamte Schatz unter der weiten Erde, in dem ich mich vergraben konnte, den ich nicht, hämmerte die Maßstange, und ein wütendes Antiferentier schloß seine Schallwellen bis zu unserem Pösten. Mein Nachbar richtete sich im Salzfisch auf, griff in den Brotbeutel, holte einen Zwieback heraus und im Augenblicke er, daß du Hunger.“ Tragen kramte er mir einen wichtigen unter seinen Feldschleife entgegen. Er wachte, daß er dafür gelegentlich eine Zigarette erhalt. Bei diesem mehr als belächelnden Nachschick, 400 Meter vom Feinde entfernt, kam das hübsche Gesicht aus Eisen, die Hauptfläche im Leben des Soldaten, wenn er nichts anderes zu tun hat. „Trüben muß es mit dem Essen nicht besonders gut stehen!“ „Warum?“ „Ich meine Frage beruht auf dem Feinde. Er ist nicht reichend der letzten Schritte.“ „Aber es ist eine stille Nacht mit heulender Nebel lag nicht über dem Vorfeld, und seine Sandstrich vor zu sehen. Ich lauschte daher angestregter als je, denn dem Franzmann ist gerade bei solchem Wetter nicht zu trauen. Plötzlich horchte ich auf. Das waren Stimmen. Französische Worte drönnen an mein Ohr. Aber die Stimmen kamen weicher und gedämpfter. Sie konnten nicht von außerhalb des Grabens kommen. Ein Wort hörte ich immer wieder: „Pain!“ Also ains es uns Brot, und beruhigt verachte ich weiteres zu erlauschen. Mir einem Male Schimpansire. Sie waren nicht zu verstehen, also konnte es kein Schulfrausdeutsch sein. Und dann Tone, wie jene Wirtshausstreichelheit der noch im Gedächtnis lagen. Kein Zweifel, unter der Kameraden drüben war eine lebhafte Schlägerei im Gange. Eine scharfe Kommandostimme ließ das Gedröhre des nächtlichen Kampfes im feindlichen Schützengraben abbrechen und es ward wieder still.“ Mein Kamerad schweig und rauchte an seiner Zigarette, die aus meinem Täschen stammte. In seinen Graben herrschte Stille. Da zwippte mich der Wölken des Nebel mit am Regen. „Sieh mal, Lager er, daß ich etwas nicht gesehen!“ Unter Augen hielten sich in der Nacht. Besserbilch. Diese perlschwärze Finsternis ließ sich nicht durchdringen. Aber ganz deutlich hörte ich im Vorfeld, wo die Leichen vom letzten Angriff lagen, das leise Klirren von Metall. Das müßten Kochgeschirre sein. Und leise Stimmen. Mehr als drei Mann konnten es nicht sein. Da das Wort, das der Kamerad erst kürzlich geäußert hatte, „Pain!“ wieder in meine Ohren dröhnte, wurde mir lauter als vorher, freudig hell, das Wort „Pain!“ Kein Zweifel, die armen Tote mußten bei ihren Toten Brot. Der Hunger jagte sie in das Abenteuer, sich dem feindlichen Feuer auszuliefern, um etwas Brot zu erhaschen, und wenn es von den Kameraden sein mußte, die in demselben Gelände das Leben einbüßten. Welche Wunde ertragen, ob es raschen sei, hören die deutschen Gräber zu kribbeln. Die Mühseligkeit vorläufig haben abzuschleifen. kamen je weiter heran, dann kisten sie in der Dunkelheit in unseren Graben, und als Gesangene konnten sie nicht erzählen von dem, was drüben vorging, als so. Ein neuer Ausbruch beehrte uns, daß je Tabak gefunden hatten. Also die reine Leihenräuber unter unseren Augen und Ohren. Schon wollten wir den Offizier zum Grabenfeld benachrichtigen und als Patrouille vorgehen, um die Gesellschaft abzuschneiden, da schloß wieder alles, und auch ferner war nichts mehr im Vorfeld zu hören. Nun ließen sie sich drüben das so mühsam erarbeitete Brot schmecken, das Brot, das den Toten der eigenen Kompanie entkamme, von Kameraden, mit denen sie vor zwei Tagen noch gelacht und geschlief hatten.“

Wald George einst und jetzt.

Eineelerin schreibt der „Tag. Rundschau“: „Wäldlich macht es Ihnen Spaß, Ihren Lesern eine kleine Anekdote zu bringen, die vor dem Kriege von England in zerrütretet wurde und deutlich zeigt, in welchem Ansehen der jetzige Premierminister Englands damals stand.“
„Es gab da zwei Deutschen in irgend einer Grafschaft Englands, die sich in einem Gasthof und beraten nun, welchen Namen sie ihm geben wollten. Der Mann meinte: „Wir wollen es George nennen, nach unserem König.“ Die Frau beendete: „Das würde doch wohl zu sehr seuen den Nebel sein.“ Einem Wäldchen nachdenken, dann laut die Frau: „Aber mir könnten Wald George nennen.“ Darauf der Mann: „Rein, das können wir denn Schwaiz nicht antun!“

Der hübschere alle Knochen. In meiner Kreuzzeitung während der Insuffraktionen wurde. Im Stall steht nebenan ein „alter Mann“, ein edles Berliner Kind, mit dem Befen auf Stallwache und verfolgt aus nächster Nähe den Unterricht. Der Bizehammeister will am Sattelzeug, über das unterrichtet wird, etwas abhandeln und fragt: „Hat vielleicht einer ein scharfes Messer?“ Schnell springt der „alte Mann“ hinaus und sagt: „n Messer nicht, aber n Radiergummi!“
(Aus der Zeitung der 10. Armee.)

Sprachgewand. Der Schöke Müller VI nimmt einen frähtigen Schlaf. — Es muß ihm hierbei etwas in die unrichtige Kehle geraten sein, denn er hat sich in die unrichtige Richtung Kopf setzen. Der unrichtige Mann in seiner Freie Der vorübergehende Jagdrufer fragt: „Nun, Müller, was haben Sie denn?“ worauf Müller mühsam antwortet: „Lobebemennung, Herr Feldwebel!“
(Aus der Zeitung der 10. Armee.)

Für die Redaktion verantwortlich: Siegfried D. d. D. und Verlag von Otto Hendel, sämtlich in Halle a. S.